Nr. 77. Sonntag, den 31. März 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 4,—.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: St. Pauli, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderkaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Wilhelmsburg** bei H. Möller, Schulstr. 13. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu vier Beilagen und das Illustrierte Unterhaltungsblatt **„Die Neue Welt“.**

Das großpolnische Gespenst.

Solange noch eine großpolnische Flüchtlingsschaft aus den Revolutionen der Jahre 1830 und 1863 existierte, konnte man es verstehen, daß sich die reaktionären Regierungen durch die Propaganda für die Wiedererrichtung des alten polnischen Reiches beunruhigt fühlten. Die polnischen Flüchtlinge haben für die europäischen Revolutionen gar oft Heerführer und Offiziere geliefert; noch zuletzt für die Kommune von 1871. Aber sowie diese Flüchtlingsschaft ausgestorben ist, so haben auch in den Ländern mit modernen Einrichtungen die Revolutionen alten Stils aufgehört und die Klassenkämpfe sind auf andere Schlachtfelder verlegt. Das großpolnische Reich lebt nur noch in der Erinnerung und taucht zuweilen als Gespenst auf, wie in der Sitzung des Deutschen Reichstages vom verflossenen Donnerstag, als die Ostmarkenzulage gestrichen wurde. Die ostelbischen Junker und ihre Knappschaft werden bei solchen Gelegenheiten stets hochgradig nervös; sie wissen recht wohl, daß das Verhältnis Preußens zu Polen mit all seinen historischen Erscheinungen die dunkelsten Blätter der preußischen Geschichte füllt; es erwacht bei ihnen ein schlechtes Gewissen und sie tun, als glaubten sie wirklich an eine großpolnische Gefahr. Zu Zeiten Bismarcks scheint man in der Tat noch diese Gefahr für ernst gehalten zu haben, und Bismarck ließ sogar die polnischen Flüchtlinge in Paris überwachen, wo sich nach seiner Behauptung ein stets auf Revolutionen lauernder polnischer Generalstab befand. Zur Zeit des Sozialistengesetzes waren in Berlin die polnischen Abgeordneten wie die sozialdemokratischen unter besondere polizeiliche Aufsicht gestellt.

Daß das alte polnische Reich in den Erinnerungen der Polen lebhaft nachwirkt, ist begreiflich, ja selbstverständlich. Aber ebenso selbstverständlich ist, daß für diese historische Erscheinung keine Aussicht auf eine Erneuerung in absehbarer Zeit besteht. Das könnte nur um den Preis eines Weltkrieges erreicht werden; schon bei Napoleon I., dem doch der Gedanke an die Wiederherstellung Polens so außerordentlich nahegetreten ist, war die Besorgnis vor den damit verknüpften kriegerischen Eventualitäten groß genug, um ihn von dem Unternehmen abstehen zu lassen. Man kann heute das Bestehen des altpolnischen Reiches in seinen natürlichen Grenzen noch platonisch wünschen, so wenig uns sonst diese Feudalrepublik mit dem König an der Spitze gefallen könnte. Aber als „Pufferstaat“ zwischen Deutschland und Rußland würde ein selbständiges Polen eine stärkere Garantie für den europäischen Frieden bilden können als der Dreibund. Allerdings nur so lange, als der Friede noch einigermaßen von den Regierungen und noch nicht ganz von den bekannten dreihundert Kapitalisten-Dynastien abhängt, welche die eigentlichen „Könige der Welt“ geworden sind. Ein selbständiges Polen ist aber denkbar in einer Zeit, in der Klassenherrschaft und Kapitalismus einer höheren Stufe der Gesellschafts- und Produktionsform Platz machen müssen; es ist dann sogar etwas Selbstverständliches.

Heute ist aber keineswegs die ungeheure Schuld beglichen, mit welcher sich die Mächte belastet haben, von denen seinerzeit die frivole und brutale Zerreißung Polens bewirkt worden ist. Die preußischen und österreichischen Diplomaten, welche die schändliche Gewalttat in Szene gesetzt haben, handelten bewußt oder unbewußt im Interesse des russischen Zarentums, das bei solchen Gelegenheiten bekanntlich von jeher den „Rubel auf Reisen“ hat gehen lassen. Wir wollen die lange Leidensgeschichte der Polen hier nicht aufrollen; es sei nur betont, daß die preußische Polenpolitik von Anfang an verfehlt, zweckwidrig und gewalttätig gewesen ist. Die ganzen Unzuträglichkeiten, die aus dieser Politik entstanden sind und noch entstehen, hätten vermieden werden können, wenn man in Preußen sich nur einigermaßen die politische Klugheit und Geschicklichkeit hätte zum Muster dienen lassen, mit der im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die französischen Regierungen es verstanden haben, die von dem vermodernden Deutschen Reiche abgerissenen Provinzen Elsaß-Lothringen an Frankreich zu fesseln. Man schonte bei den Bewohnern dieser Provinzen ihre Eigenart, ihre Sprache, ihre Traditionen und ihre Neigungen; man ließ ihnen sogar die deutsche Universität zu Straßburg und man erreichte mit alledem, daß sie in Frankreich eine neue Heimat fanden und sie lieb gewannen, lieber, als sie jemals das alte Deutsche Reich gehabt hatten. Und als sie vor vier Jahrzehnten wieder von Frankreich losgerissen und mit der bekannten „festen Hand“, junkerlicher Staatsweisheit entsprechend, behandelt wurden, so erreichte man damit nur, daß sie die Losreißung von Frankreich um so schmerzlicher empfanden und sich nur mit äußerstem Widerwillen in die neuen Verhältnisse schickten.

Man hat also hier in Polen und Elsaß-Lothringen — wie auch in Nordschleswig — die gleiche Erscheinung, daß da, wo der Geist des ostelbischen Junkertums herrscht, sich angegliederte Teile anderer Nationalitäten oder zurückgewonnene Teile deutscher Nationalität nicht wohl fühlen können. Man gliedert sie dem neuen Deutschen Reiche an und behandelt sie dann doch als Fremdkörper!

Das eigentliche Ziel der preußischen Polenpolitik ist schwer zu bestimmen. Unter den Heißspornen der „Alldeutschen“, welchen die Polenhetze zur Lebensaufgabe geworden ist, mag es solche geben, denen die gänzliche Vertreibung der Polen von reichsdeutschem Boden allein als die richtige Lösung der „Polenfrage“ erscheint. Dies kann natürlich nicht das Ziel der Regierungspolitik sein; daß aber die Polen ihren Feinden unter den deutschen „Patrioten“ das Schlimmste zutrauen, kann man ihnen nicht verdenken, wenn man übersieht, was ihnen seit den Teilungen ihres alten Reiches bis zum Enteignungsgesetz von heute alles auf Betreiben dieser „Patrioten“ widerfahren ist.

Aber die Junker und Junkergenossen sind nicht zu belehren. Als jüngst im Reichstage das Verhalten Bismarcks während des polnischen Aufstandes von 1863 berührt und nur die Tatsache erwähnt wurde, daß Bismarck damals dem Zaren Schergendienste geleistet habe, da war die Junkerschaft außer sich, und einer aus ihrem Gefolge meinte sogar, wenn man dies dem ganzen deutschen Volke bekannt gäbe, so würden nur wenig Sozialdemokraten mehr in den Reichstag gewählt werden. Ob sich diese Herren in eine Selbsttäuschung einlullen wollen? Das deutsche Volk hat an dem Unglück der Polen von jeher den lebhaftesten Anteil genommen, und 1848 schwang sich das deutsche Bürgertum zu sehr lebhaften Demonstrationen — allerdings nur zu solchen — für die Wiederherstellung Polens auf, während die preußische Polenpolitik von 1848 nur eine Politik der Brutalität war. Das deutsche Volk hat die Gehässigkeit, von welcher die Junkerkaste gegen alles erfüllt ist, was nicht ihrem Geschmack entspricht, immer abgelehnt, und so kann es der Sozialdemokratie heute nur neue Sympathien verschaffen, wenn sie das Verhalten Bismarcks gegen das aufständische Polen von 1863 nachträglich verurteilt. Im deutschen Volke ist glücklicherweise denn doch mehr Sinn für Recht und Gerechtigkeit vorhanden, als gewisse Leute glauben, und gerade darum findet die Volksmasse, welche den Junker Bismarck nie geliebt hat, es ganz in der Ordnung, wenn man bei der Beurteilung dieses Staatsmannes der alten Schule die Dinge beim rechten Namen nennt. Junker und Bourgeois mögen Bismarck als agrarischen Beutepolitiker und als Millionärzüchter verehren und die Spießbürger mögen mit abergläubischen Ehrfurchtschauern zu dem „Mann von Blut und Eisen“ emporblicken; für uns gilt das Wort, das ein liberaler Politiker schon zu Lebzeiten Bismarcks zu sprechen den Mut hatte: Er ist gerichtet!

Die Ablehnung der Ostmarkenzulage mag der Regierung zeigen, wie die gegenwärtige Polenpolitik auf immer stärkere Widerstände stößt. Und damit höre man endlich auf, uns mit dem großpolnischen Gespenst zu behelligen, an das niemand im Ernste glaubt, einige „nationale“ oder alldeutsche Fanatiker ausgenommen. Eine „polnische Gefahr“ besteht allerdings, aber nicht in der angeblichen Propaganda für Großpolen, sondern darin, daß in der Polenpolitik noch mehr verhängnisvolle Fehler gemacht werden als bisher. Wenn sich der Reichstag bemüht, dem zu steuern, so erwirbt er sich ein Verdienst um die Gesamtheit.

Politische Uebersicht.

Auf dem Wege zum parlamentarischen Regiment

sieht das Berliner Bündlerorgan den Reichstag schon marschieren. Er soll diesen Weg betreten haben mit den in der Geschäftsordnungskommission gefaßten Beschlüssen über die Erweiterung des Interpellationsrechts. Wenn der Reichstag sich das Recht nimmt, gelegentlich der Behandlung von Interpellationen seine Meinung darüber auszusprechen, ob die Stellung des Reichskanzlers der Anschauung des Reichstages entspreche oder nicht entspreche, so soll darin nach der Meinung des Bündlerblattes die Absicht liegen, den Reichskanzler unter den Willen des Reichstags zu beugen. Dagegen empört sich natürlich das „patriotische“ Gemüt des dicken Oertel und sein Organ erklärt:

„Das ist nicht nur ein Rütteln an den unzweifelhaften Rechten der Krone, sondern auch an der Verfassung. Der Kanzler ist nach der Verfassung lediglich abhängig vom Willen des Kaisers. Der Wille des Reichstags darf für ihn nicht maßgebend sein. Der Reichstag soll verfassungsmäßig nicht die Macht haben, auf die Entfernung eines Reichskanzlers hinzuwirken, der sich mit der Auffassung des Reichstags irgendwie in Widerspruch gesetzt hat. Erwägt man das alles, so wird man zugeben müssen, daß die von der Geschäftsordnungskommission des Reichstags angenommenen Anträge auch in der milderen Fassung den ersten Schritt zum parlamentarischen Regierungssystem hin bedeuten. Von einem solchen Schritte muß das alte Wort gelten: Principiis obsta!“

Das ist in Wirklichkeit nur unehrliche Spiegelfechterei. Es hätte längst als selbstverständliches Recht des Reichstags gelten müssen, durch Beschlüsse seine Meinung über die Politik des Reichskanzlers als des einzigen verantwortlichen Beamten im Reich auszusprechen. Was nützen lange Debatten über die Regierungspolitik, wenn nicht hinterher auch die Ansicht der Reichstagsmehrheit darüber klar zum Ausdruck gebracht wird! Das sollte, wie gesagt, eigentlich allgemein als selbstverständlich gelten, wie es in andern Parlamenten als selbstverständlich gilt. Damit wäre dann — leider — immer noch nicht gesagt, daß bei Nichtübereinstimmung zwischen Reichskanzler und Reichstag sich für ersteren bestimmte Konsequenzen daraus ergeben würden, wie in wirklich parlamentarisch regierten Ländern, wo sie kurz zusammengefaßt lauten: Rücktritt des Ministeriums oder Auflösung des Parlaments. Soweit sind wir — leider — bei uns noch nicht. Wenn trotzdem dem Beschlußfassungsrecht des Reichstags bei Interpellationen einiger Wert beigemessen wird, so deshalb, weil der Reichstag wenigstens die Möglichkeit einer Willenskundgebung erhält, die die weitere Möglichkeit eröffnet, daß die Regierung sich in Zukunft diesem Willen anpaßt.

Von da bis zum parlamentarischen Regierungssystem, bei dem die Regierung nur in Uebereinstimmung mit der Parlamentsmehrheit regieren kann, ist immer noch ein weiter Schritt. Freilich wäre es gar nicht so schwer, ihn zu tun, wenn die Reichstagsmehrheiten nicht immer eine so große Scheu vor Konflikten hätten und gehabt haben. Das parlamentarische Regierungssystem ist ja der eigentliche Ausdruck der politischen Bedürfnisse des Bürgertums. Hätten die liberalen Parteien in den Zeiten, da sie große Mehrheiten in den Parlamenten hatten, getan, was den Lebensinteressen des Bürgertums entsprach, so hätten sie auch gegen einen Bismarck das parlamentarische Regierungssystem erzwingen können. Sie hätten nur wollen brauchen und hätten es haben können; eine konsequente Verweigerung der Unterhaltsmittel des Reichs hätte die Regierung schließlich zum Nachgeben gezwungen, wenn damit gleichzeitig die nötige Aufklärung über die Unerläßlichkeit der Forderung in die Wählermassen getragen worden wäre. Dann hätte sicher jede Auflösung des Reichstags die oppositionelle Mehrheit vergrößert.

Zu einem solchen entschlossenen Kampf um die Parlamentsrechte hat aber den liberalen Parteien immer der Mut gefehlt. Darum muß heute im Reichstag noch um winzige Rechte gekämpft werden, die selbstverständlich sein sollten. Daher maßen sich die Reaktionäre an, dem Reichstag streitig machen zu wollen, daß er sich das Recht endlich selbst nimmt, das ihm längst in viel größerem Umfang gebührt hätte. Und leider ist heute der Kampf um das parlamentarische Regiment infolge der Parteienzersplitterung viel schwerer als früher. Es fehlt eine konstante Mehrheit, und sie wird sich auch so bald nicht einstellen. Um so mehr Gewicht muß darauf gelegt werden, daß der Reichstag wenigstens die selbstverständlichsten Rechte erhält.

Die Aufhebung der Branntwein-Liebesgabe.

Es ist bekannt, daß im deutschen Reich, seit die Agrarier Regierung und Parteien unter ihre Fuchtel gezwungen haben, bei allen steuerpolitischen Maßnahmen für die Agrarier Sondervorteile herausspringen müssen. So geschehen bei den Getreide- und andern Agrarzöllen, bei den Zuckerprämien und bei der Branntwein-Liebesgabe usw. Nun, da letztere aufgehoben werden soll, sah es ja auf den ersten Blick so aus, daß wenigstens dieser kleine Teil zu den Kosten der Wehrvorlagen von den Agrariern getragen werden solle. Aber das war eine Täuschung; in der Spirituszentrale haben sich die Schnapsbrenner, besonders die agrarischen, wie wir schon mehrfach betonten, ein Organ geschaffen, mittels dessen sie diesen Verlust durch Belastung der Konsumenten wieder einbringen können und einbringen werden. Daneben wird die Aufhebung der Liebesgabe aber auch dem Reich nicht die davon erhofften Einnahmen bringen, wenn nicht gleichzeitig durch eine anderweitige Gestaltung des Branntweinsteuergesetzes die auf die Schaffung eines Privatmonopols zugespitzte Tendenz beseitigt wird. Würde die Beseitigung des Kontingents bei freien Marktverhältnissen erfolgen, so wäre durch eine Mehrproduktion der jetzt durch die Branntweingesetzgebung völlig lahmgelegten gewerblichen Brennereien bald ein Ausgleich im Preise gefunden.

Seit 1909 hat die Spirituszentrale den Preis für Trinkkranntwein um mehr als ℳ 20 erhöht, zuletzt, wie erinnerlich, um ℳ 8. Hierdurch wird ein Konsumrückgang hervorgerufen, den als selbstverständlich auch die „Kreuzzeitung“ jüngst zugegeben hat. Nun verliert aber die Reichskasse für jeden Liter Branntwein, der weniger getrunken wird, 1,25 Verbrauchsabgabe, ein Verlust, dem nur 20 ₰ Gewinn an der Liebesgabe gegenübersteht. Geht also der Konsum nur um 5 pZt. des bisherigen Kontingents (2 Mill. Hektoliter), also um 100 000 Hektoliter zurück, so fällt eine Verbrauchsabgabe in Höhe von ℳ 105 mal 100 000 = 10,5 Mill. Mark fort. Da der Effekt der Aufhebung der Liebesgabe auf 15 oder allenfalls 20 Mill. Mark geschätzt wird, so bliebe für das Reich lediglich ein Nutzen von 4½ bis 9½ Millionen übrig. Der finanzielle Erfolg würde also nahezu vollständig ins Wasser fallen, falls es nicht gelingt, für den Branntwein einen freien Markt zu schaffen. Nur damit wäre auch zu verhindern, daß durch Preiserhöhungen dieser Teil der Kosten der Wehrvorlagen auf die Konsumenten abgewälzt wird.

Davon wollen selbstverständlich die schnapsbrennenden Agrarier und ihre Freunde nichts wissen. Im Gegenteil, sie möchten auch bei dieser Gelegenheit noch ein Extrageschäft machen. Das verraten einige Zuschriften an die konservative „Schles. Ztg.“. Da macht einer geltend:

„Gütermit Brennereien, denen ein Kontingent, also eine Branntweinmenge zugebilligt ist, die um 20 ₰ für einen Liter reinen Alkohols billiger hergestellt werden darf, werden bei Aufhebung der Kontingentierung eine Entwertung erfahren, die dem kapitalisierten Kontingentenwerte entspricht. 20 000 Liter Kontingent repräsentieren einen Vorteil von ℳ 4000 und zu 4 pZt. ein Kapital von ℳ 100 000. Wenn der Wert eines Gutes auch nicht gerade genau um diesen Betrag sinken würde, so doch sicher um einen erheblichen Teil dieser Summe. Ob sich das Reich zu einer Entschädigung für die Verminderung des Wertes der Güter mit Kontingentbrennereien verstehen wird, ist freilich zweifelhaft.“

Ein anderer droht schon mit Entschädigungsprozessen: „Eine andere Frage ist, wie sich der preußische Fiskus zu denjenigen seiner Domänenpächter stellen wird, denen er Brennereigüter mit Kontingent verpachtet hat. Die betreffenden Landwirte haben ihre Pachtverträge unter der Voraussetzung des Genusses des Kontingents abgeschlossen. Wird diese Erleichterung für die landwirtschaftlichen Brennereien nun aufgehoben, so sind diese Domänenpächter zweifellos berechtigt, vom preußischen Staat eine Entschädigung (etwa eine Herabsetzung der Pachtsumme in Höhe des Jahreswertes ihrer „Liebesgabe“) zu verlangen, da die Pachtbedingungen sich durch Schuld des Fiskus wesentlich verschieben und der preußische Fiskus diese Verschiebung nicht mit force majeure entschuldigen kann. . . . Das preußische Landwirtschaftsministerium wird sich hierzu wohl äußern müssen.“

Hier wird also, was sonst immer von den Agrariern bestritten worden ist, zugegeben, daß aus der Kontingentierung mit Steuervergünstigung für das Kontingent eine Bereicherung der Schnapsbrenner auf Kosten der Verbraucher stattgefunden hat. Jetzt, wo die ungerechtfertigte Bereicherung schwinden soll, verlangen die „edlen“ Herren, dafür noch extra aus dem Steuersäckel entschädigt zu werden. Das ist die bekannte agrarische Methode.

Baden und die Liebesgaben.

Zur Frage der Beseitigung der Branntweinliebesgabe und zu den dazu im badischen Landtage von mehreren Parteien eingebrachten Interpellationen erklärt die „Karlsruher Zeitung“ offiziös, die badische Regierung könne der Beseitigung des Kontingents unter der Bedingung zustimmen, daß die bisherigen Reservatrechte

---

[23]

Rutland.

Eine Seegeschichte von Jonas Lie.

Die Gratulationen waren vorüber, und der Werktag trat wieder in sein Recht. Der ganze Unterschied war, daß Bernt seine Uhrkette auf der Weste trug, inwendig aber sah es düster in ihm aus. Er hatte viele Hoffnungen und Illusionen an den Konfirmationstag geknüpft, hinter dem ihm das freie Land der Erwachsenen zu dämmern schien. Wenn er konfirmiert war, wollte er sich für Langfahrten verheuern . . . wollte Kalifornien und Kap Horn und die Neger und allerlei fremde Völkerstämme sehen, auch jene, die Schlangen aßen, wie wir Aale — das hatte nämlich der Bergenser ihm erzählt — und wollte sich zum Steuermann und dann zum Kapitän hinaufarbeiten. Hinter dem Konfirmationstag lag für seine Sehnsucht das ganze freie, von Segelern, Abenteuern und Gefahren erfüllte Meer. Er hatte gearbeitet und sich überwunden, um diesen Tag zu erreichen. Und jetzt ging er umher mit der ganzen Sehnsucht eines jungen Seemannes und schwieg und wartete auf die Worte von seiner Eltern Mund, die die Leine lösen und ihn fliegen lassen würden. Der dunkelhaarige Junge hatte, so jung er war, einen Zug im Gesicht, der sowohl an Vater wie Mutter erinnerte; es waren des Vaters tiefliegende dunkle Augen und der Mutter festgeschnittener Mund und Nase. Er hatte die Willensstärke von beiden geerbt.

Er ging zur Schule und kam wieder heim und legte seine Bücher in den Schrank, wie immer; aber in Gedanken zählte er nun bloß die Tage, bis die Stunde seiner Freiheit schlagen würde. Er wußte, daß es nicht ohne einen Kampf zwischen den Eltern abgehen könnte, hatte aber noch nie gesehen, daß die Mutter nicht durchsetzte, was sie ernstlich wollte.

Als er eines Nachmittags heimkam, warf er ungeduldig seine Bücher auf den Tisch.

„Mutter, soll denn das nie ein Ende nehmen? Es hat keinen Sinn mehr, weiter zwischen Haus und Schule hin und her zu lavieren. Ich . . . ich bring' es kaum mehr zuwege. Laß es endlich zur Sprache kommen.“

„Und Du willst wirklich zur See, Bernt? Du könntest Dir es nicht anders überlegen?“

„Anders überlegen? . . . Sagst Du das nun auch? . . . Hat Vater Dich schon so weit gebracht . . .“

„Ich möchte nur hören, ob Du noch ebenso fest dabei bleibst . . . denn, hast Du irgendeinen Zweifel, so — so schone mich.“

„Vater ging selbst zur See.“

„Darum eben will er Dich davon abhalten.“

„Ich will zur See. Du mußt bald mit ihm sprechen, Mutter! Wir müssen ein Ende haben.“

„Das können wir haben, ehe Du denkst, Bernt. Du kennst Deinen Vater nicht.“

„Ich bin konfirmiert, er hat nichts mehr für mich zu wollen!“ sagte er trotzig.

„Bernt!“

„Nach Shields gehe ich nicht. Ich gehe zur See!“

„Ohne Deines Vaters Erlaubnis?“

„Mag er mir die Erlaubnis geben!“

„Was meinst Du damit, Bernt?“

Bernt antwortete nicht.

„Sag sogleich, was Du meinst.“

„Daß ich zur See will, Mutter! . . . und nun hab' ich so lange gewartet, daß ich nicht länger warten will . . . und kann. Schickt er mich nach Shields, so sieht er mich nie wieder.“

„Bernt! Bernt! . . . Was kommt Dir in den Sinn? Du willst uns doch keinen Kummer machen?“

„Sei nur nicht gleich so traurig, Mutter! Ich kann es Vater ja auch selbst sagen, mehr als totschlagen kann er mich nicht dafür, und dann brauche ich wenigstens nicht nach Shields zu gehen.“

„Du bist ein trotziger Junge, Bernt! — Mir könnte bange um Dich werden.“

„Bange um Bernt?“ scholl es in der Tür. Kristensen war heimgekommen. — „Der soll ein tüchtiger Schiffsbaumeister werden. In einer Woche melde ich Deinen Austritt aus der Schule, da geht Stenersens Brigg nach Shields, und Du gehst mit.“

„Ich will lieber zur See gehen!“

„So? Das wollen alle junge Bürschchen, da brauchen sie zu Hause nichts zu lernen. Aber sie bereuen es alle hinterher.“

„Ich nicht!“

„Du nicht? — Was weißt Du jetzt davon!“

„Ich habe zu nichts anderm Lust als zur See.“

„Als ob man das tun dürfte, wozu man Lust hat! Die Welt ist nun mal nicht so, mein Junge! Und meinst Du nicht, daß ein Schiffsbaumeister auch etwas ist, was zur See gehört?“

„Nach der Seemannschaft zu Land frag' ich nicht.“

„Aber ich frage für Dich danach, und damit mag es genug sein! In vierzehn Tagen geht Stenersens „Hertha“ hinüber, und du gehst mit! Dann kannst Du unterwegs, soviel Du willst, über das nachdenken, wozu Du Lust hast.“

„Ich gehe nicht nach Shields!“ fuhr es aus Bernt heraus.

„Na, ich sehe schon, hier braucht es ernstlicher Hiebe, mein guter Bernt.“ — Kristensen trat auf ihn zu.

„Lieber Kristensen! sprechen wir doch lieber einmal ordentlich über die Sache. Wenn er nun solche Lust zur See hat . . .“

„Recht so, Mutter! — hilf ihm nur! Zeige nur, was für eine Gans Du werden kannst, wenn es den Jungen gilt!“

„Vielleicht auch, wenn es Dich gilt, Kristensen! Machst Du mir das auch zum Vorwurf? Ich könnte mir die letzten Federn rupfen — für Dich!“

Kristensen stutzte. Er gefiel sich nicht in dieser Art Rührszenen; und als ahnte er eine Falle, sagte er barsch:

„Mit oder ohne Federn — an dieser Sache ist nicht zu rütteln.“

„Du kannst doch wohl vernünftig mit Dir reden lassen, hoffe ich?“

„Ich weiß, was ich will.“

„Wir sollen uns hüten, die Zukunft des Jungen von unserm Eigenwillen abhängig zu machen, Kristensen!“

„Ich finde, Du tust das Deinige, um den Jungen aufsässig zu machen!“

„Ich will nur, daß Bernt spüren soll, daß wir nach reiflicher Ueberlegung zu diesem Entschluß gekommen sind — und nach bestem Gewissen, Kristensen!“

„Ueberlegung? . . . Ueberlegung, sagst Du.“ — Er ging rasch auf und ab, mit der einen Hand stark gestikulierend. — „Wenn Du es denn wissen willst, so habe ich es überlegt, seit der Junge geboren wurde — seit sechzehn Jahren! Glaubst Du, ich kenne das alles nicht — wie die Steuermänner jeden Schiffer und Kapitän scheel ansehen und beneiden und nach seinem Posten streben und einen Luftsprung machen, wenn sie ihn erst haben — dann aber nach ein paar tüchtigen Nächten auf dem Heck, mit der ganzen Verantwortung für Leben und Ladung auf dem Halse, nur das eine wünschen: nie zur See gegangen zu sein! . . . . Ja freilich, da möchte manch einer dann wieder ans Land zurück. Aber nun heißt es drauf los und weiter, um die Familie zu versorgen. Dann sucht er überall nach einem Posten und ist's zufrieden, mit allen den Seinen das liebe lange Jahr allein mitten im Meere als Leuchtturmwächter zu sitzen. Den meisten aber gelingt auch das nicht, und sie müssen wohl oder übel auf dem Wasser herumziehen.“

„Jede Stellung hat ihre Verantwortung, Kristensen!“

„Nicht so wie zur See, sage ich Dir! Um mit dem Meer zu kämpfen, dazu gehört etwas anderes, als bloß ein flotter, lustiger Seemann zu sein, ein „Hans Guck-in-die-Luft“ oder ein Putzaffe mit Seidenkrawatte um den Hals! . . . Dazu gehört ein ganz derber Kerl, und am wenigsten soll ein vernünftiger Vater seinem Sohn einen solchen Lebensberuf wünschen.“

„Du sehnst Dich ja selbst nach der See, wenn Du zu lange auf dem Lande bist, und wir beide kennen genug Kapitäne, die zufrieden und glücklich sind.“

„Einige, ja . . .“

„Viele, Kristensen!“

„Ja, diejenigen, die fünf gerade sein lassen und mit Absicht das letzte Unwetter vergessen, das sie geschüttelt und gerüttelt hat. Es gibt vielerlei Arten, sich seiner Verantwortung zu entschlagen. Darum muß man nicht gerade trinken und fluchen oder sonstigen Unfug treiben. Ich kenne das mehr als genug. Es gibt welche, die es geradezu nicht ertragen, Mutter! — und vielleicht sind es oft just die, die von Anfang an die Besten und Mutigsten waren.“

Kristensen sagte das mit tiefem Ernst, wie von einer eigenen Erinnerung gepackt.

„Du denkst, daß alle so gewissenhaft auf fremdes Gut bedacht sind wie Du, Kristensen! Du bist immer schlechter Laune, wenn wir fremde Fracht an Bord haben. Aber auf diese Art kann es keinen Seemannsstand geben, und ebensowenig irgendeinen andern Stand, denke ich!“

„Ich kenne mein eigen Blut und setze meinen Sohn dieser Lage nicht aus.“ Er sagte es so mühsam, als käme ihm der Laut nur schwer aus der Kehle. — — „Jetzt denke nach über das, was ich gesagt habe. Du weißt jetzt, was ich will . . . und Du auch, Bernt! . . . Willst Du je von Deinem Vater einen Schilling zu Deinem Fortkommen haben, so gehorchst Du!“

Die Adern standen blau an seinen Schläfen, und seine dunklen Augen brannten drohend über Mutter und Sohn.

Es war still geworden. Kristensen ging langsam auf und ab, während sein Sohn mit niedergeschlagenen Augen dasaß und die Zähne zusammenbiß, um nicht in wildes Schluchzen auszubrechen. Ein ungeduldiges Nicken des Vaters gab ihm zu verstehen, daß er die Stube verlassen solle.

Es wurde womöglich nach seinem Fortgehen noch schwüler und stiller. Madam Kristensen hatte das Nähzeug sinken lassen und starrte, die Wange in die auf den Tisch gestützte Hand gelegt, mit ihrer entschlossenen Miene vor sich hin.

„Ist's nicht Zeit, das Licht anzuzünden, Gertrud?“

Sie wandte sich auf dem Stuhle nach ihm um. — „Sag' mir, Kristensen! Läßt Du wirklich den Jungen so von Dir gehen — gezwungenermaßen? Ich hätte fast gesagt, mich und den Jungen? — Diese Verantwortung auf Dich zu nehmen, bangt Dir also nicht?“

„Weil ich weiß, was ich will.“

Madam Kristensen antwortete nicht. Aber ihre Brust wogte heftig auf und nieder, und wäre es nicht dämmerig gewesen, hätte er seine Frau vor sich sitzen sehen, ganz blaß und mit zusammengepreßten Lippen. Endlich kam es mit mühsam erkämpfter Ruhe:

„Nie hätte ich gedacht, daß mein Wille so wenig bei Dir wiegt, Kristensen!“

„Einer muß das Rad halten und beim Steuer stehen, Mutter — und das muß ich sein! Du hast es manches Jahr gelenkt und Dank von mir geerntet, und ich habe mich nicht weiter darum gekümmert, ob jemand mich für einen Gimpel halten könnte oder nicht. Hältst Du selbst aber mich dafür, Gertrud!“ — jetzt trat er dicht vor sie hin und sah ihr in die Augen — „glaubst Du es selbst, so magst Du von nun an das ganze Jahr hübsch daheim beim Spinnrad sitzen bleiben.“

Sie sah plötzlich die beleidigte Manneswürde aufblitzen und erkannte, daß ihre Stellung ihm gegenüber gefährlich zu werden beginne. Sie hatte im Lauf des Lebens über seiner nachgiebigen und gutmütigen Art vergessen, was sie doch jederzeit im Innern als dunkle respekteinflößende Ahnung in sich trug, daß er, zum Aeußersten gebracht, im Grunde eine heftige und unbezwingliche Natur war. In diesem Augenblick erinnerte sie sich der Eisenhand, die sie einmal, als sie noch Jungfer Een war, auf Deck des Rutland ganz ruhig aufs Knie gezwungen hatte.

Es waren keine zärtlichen Augen, die auf ihm ruhten; es waren die Augen einer gekränkten Mutter und eines in seinem Machtbewußtsein dem Manne gegenüber enttäuschten Weibes.

Mit einem kurzen: „Du hast natürlich zu entscheiden!“ erhob sie sich schroff und zündete das Licht an. Aber während der Mahlzeit und während er später in seinem Kontobuch blätterte und notierte, sprach sie kein Wort.

Zu Bernt sagte sie bloß, ehe sie sich niederlegten:

„Du hörst es, Bernt! Dein Vater will es nicht. Er hat Dir selbst seine Gründe angegeben, und so müssen wir uns darein fügen und gehorchen.“

(Fortsetzung folgt.)